

seine Einstellung gegenüber den Hussiten betrifft, eine lange Entwicklung durchgemacht, die ihn von schroffer Verwerfung zur Anerkennung einiger Artikel von Huß, weiter zur Billigung seiner gesamten Lehre und schließlich zu erfolgreich abgeschlossenen Lehrverhandlungen führte. Darüber hinaus verdienen aber die Beziehungen zwischen Luther und Huß auch Beachtung für die Frage zwischenkirchlicher Beziehungen: von Luthers Haltung gegenüber den Hussiten her können manche Akzente anders gesetzt werden, als wenn man lediglich Luthers Kontroverse mit Zwingli oder den »Schwärmern« betrachtet.

» ICH BIN EIN BOTE UND NICHTS MEHR «

Apostolisches und lutherisches Christentum bei Matthias Claudius

Von Kurt Ihlenfeld

I

Wollte man dem Dichter Matthias Claudius, dessen 225. Geburtstag und 150. Todestag in dieses Jahr 1965 fielen, ein Denkmal nach Art jener Schulaula-Dekorationen der wilhelminischen Ära setzen, wo der »junge Herr« und sein Vater den »Heldenkaiser« Wilhelm I. - alle drei in Gips geformt - flankierten, so wäre auch Claudius derart flankiert, - nämlich von Gotthold Ephraim Lessing links und Johann Georg Hamann rechts - vorstellbar. Glücklicherweise werden solch sinnige Ehrungen Dichtern hierzulande und heutzutage nicht zuteil, und Claudius hätte sich das auch weder gewünscht noch erträumt. Wir legen den Vergleich daher gleich wieder beiseite, nachdem er uns den Dienst eines Hinweises auf die eigentümliche »Mittelstellung« des Wandsbecker Boten in seiner Zeit getan hat: wirklich in der Mitte zwischen Lessing und Hamann Mittler zu sein für das unveräußerliche Erbe des, wie er's nannte, »apostolischen Christentums« im allgemeinen wie des lutherischen im besonderen.

Mit beiden Autoren, Lessing wie Hamann, war Claudius bekannt, ja befreundet, mit Lessing lebte er eine Zeitlang in Hamburg zusammen, Hamann stattete ihm, nach jahrelangem Briefwechsel, einen kurzen Besuch in Wandsbeck ab. Es gibt in Claudius' Werken und Briefen Bezugnahmen auf Hamann und Lessing, wie auch diese beiden des öfteren auf Claudius zu sprechen kommen - immer, von kleineren Verärgerungen abgesehen, geschieht es mit

Wärme und Wertschätzung. Von der Freundschaft mit Herder, die anfänglich überaus herzlich war, später aber erkaltete, sehen wir hier ab.

1786, Lessing ruhte schon im Grabe, schrieb Claudius gegen Ende seiner umfangreichen Rezension der Schrift »Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings. Ein Anhang zu Herrn Jacobis Briefwechsel über die Lehre des Spinoza« in der für ihn so bezeichnenden lakonischen Kürze: »Und ich habe Lessing auch gekannt. Ich will nicht sagen, daß er mein Freund gewesen sei, aber ich war der seine. Und ob ich gleich sein Credo nicht annehmen kann, so halte ich doch seinen Kopf hoch.« Und in der hintergründigen Dialog-Schnurre vom Besuch beim Kaiser von Japan, im dritten Teil der Sämtlichen Werke, läßt er Asmus auf des Kaisers Frage, ob Herr Lessing »auf die Bank der Philosophen gehöre«, ebenfalls lakonisch antworten: »Ich wollte aber doch raten, daß Ew. Majestät ihm lieber seinen eignen Stuhl setzten. Die gewöhnlichen Bänke passen nicht für ihn, oder vielmehr, er paßt nicht für die Bänke und sitzt sie alle nieder.«

Das sind nur zwei Beispiele seiner oft gegenüber Lessing bezeugten Hochachtung, die zugleich von seiner, des Wandsbecker Boten, inneren Unabhängigkeit von theologischen oder philosophischen Richtungen der Zeit Zeugnis ablegt. Diese kommt sehr deutlich im weiteren Verlauf des erwähnten Gespräches zum Ausdruck, so wenn Asmus auf die Frage des Kaisers, wie es denn Herr Lessing mit den Zweifeln gemacht habe, - nun weniger lakonisch; denn die Sache verdiente schon einen größeren Aufwand an Worten - erwidert: »Wie er's immer macht, Sire. Er meint, wer recht hat, wird wohl recht behalten, der soll's aber auch behalten und darf das freie Feld nicht scheuen! und also läßt er die Zweifel mit Ober- und Untergewehr aufmarschieren: marschirt ihr dagegen! So'n Trupp Religionszweifel ist aber wie die Klaperschlange und fällt über den ersten besten wehrlosen Mann her, das will er nicht haben, und darum hat er gleich jedem Zweifel einen Maulkorb umgetan, oder wenn Ew. Majestät den Maulkorb etwa nicht leiden können, er hat jedem Zweifel 'n Felsstück mit scharfen Ecken in den Hals geworfen, daran zu nagen, bis sich irgend ein gelehrter und vernünftiger Theologe rüste. Und, sagt er, ehrlich gegen den Feind zu Werke gegangen! Und schrei' niemand Victoria, wenn er'n alten rostigen Musquedonner mit losem Kraut abgebrannt hat! Und besetze keiner ein größer Terrain, als er soutenieren kann, und als der Fuß der Religion bedarf! etc.«

Im Kleide des Scherzes wird in diesen Worten Ernst gemacht mit der durch die Aufklärung notwendig gewordenen »Strategie des Glaubens«, zu welcher Lessing, nach Claudius' Meinung, wesentlich beigetragen hatte: nämlich durch die ihm eigene Art des Geradezu-Fragens und »alles hell und klar mit seinen Augen zu sehn«. Claudius erkannte also in Lessing einen Bundesgenossen des apostolischen Christentums, wenn auch einen, der diesem nicht

einfach bekenntnismäßig beisprang, sondern ihm innerhalb der die Gemüter bewegenden Auseinandersetzung zwischen Vernunft hier und Offenbarungsglaube dort den dem letzteren prinzipiell zukommenden Raum offen hielt. Ein paar Jahre früher hatte Claudius sich in seiner Rezension, - er war ja ein gewiegter Kritiker und brachte ins Rezensionswesen einen höchst originellen Ton, - über Goethes kleine Jugendschrift »Zwo wichtige biblische Fragen und Brief des Pastors zu . . .« ähnlich positiv, nämlich mit heller Einsicht in die Notwendigkeit neuer Fragestellungen bezüglich des apostolischen Christentums in seiner »orthodoxen« Gestalt geäußert, folgendermaßen: »Es gibt in der Religion auch Skylla und Charybdis - Schwärmerei und kalte raisonnierte Dogmatik. Der herrschende Geschmack des Jahrhunderts ist, sich weit weg von der ersten zu halten und auf den Sandbänken der andern zu darben, und weil man da von den Wellen noch gewiegt wird und Lotsenböte neben sich sieht, glaubt man, daß man noch auf der Höhe schiffe. Wenn doch eins sein muß, ist's noch fast besser, der Schwärmerei nahe zu kommen. Die kann noch durch die Gärung ihren trüben Bodensatz niedersetzen und helle werden, aus der andern wird gar nichts. Mitten durch ist freilich das beste, aber der Weg ist - leicht und zugleich schwerer als die berufene Nordwestpassage.«

Das ist ziemlich lessingisch gedacht, insofern auch Lessing mindestens nach zwei Seiten hin polemisierte: sowohl gegen die uneinsichtigen Orthodoxen als auch gegen gewisse Tabula-rasa-Autoren auf der Aufklärungsseite: »Je bündiger mir einer das Christentum erweisen wollte, desto zweifelhafter ward ich. Je mutwilliger und triumphierender mir es der andere ganz zu Boden werfen wollte, desto geneigter fühlte ich mich, es wenigstens in meinem Herzen aufrecht zu erhalten.« Also auch Lessing hielt es mit dem von Claudius bevorzugten »mitten durch« - er ließ den Gedanken und Zweifeln ihre Freiheit, hütete sich aber, das Kind mit dem Bade auszuschütten; er zog gegen orthodoxen Starrsinn, der die Geheimnisse der Offenbarung durch den Dogmenpanzer ein für allemal geschützt wähnte, kräftig vom Leder - bewahrte aber dem Christentum in seinem Herzen Respekt und Liebe. Aus diesen wenigen Zitaten läßt sich schon ermessen, in welcher eigentümlicher Lage sich der christliche Glaube damals befand. Es ist nicht damit getan, daß wir, wenn wir heute und von heute her darauf zurückblicken, bloß die »systematischen« Unterschiede ins Auge fassen, man muß auch, und das sogar in erster Linie, die in den verschiedenen Aussagen sich dokumentierende persönliche Position mitbedenken. Männer wie Lessing, Hamann, Claudius zeichneten sich vor vielen Schriftstellern, die man gut und gern als »Angestellte« ihrer Fraktion, sei es der orthodoxen, sei es der freigeistigen, bezeichnen könnte, auch dadurch aus, daß sie, wie wir heute sagen würden, ihre »Existenz« mit ins Treffen brachten: alle drei prinzipiell und wesens-

mäßig jeglicher Schaumschlägerei und Spiegelfechtereier abhold und immer, während sie im Streite standen, nicht bloß an dessen Gegenstand interessiert, sondern auch an der Freiheit, sich so oder so öffentlich darüber zu äußern. Wobei sie zugleich auch wieder vor dem Mißbrauch dieser Freiheit warnten - Claudius, wiederum in der oben erwähnten Rezension der Schrift »Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings usw.«, mit folgenden Worten: »Was nun die Hauptsache oder die Förderung der Wahrheit und sonderlich die Frage, dazu dieser Streit gut sein sollte, anlangt: da ist bis dato alles, wie gewöhnlich, statu quo geblieben. Man hat zwar Gerüchte und Nachrichten gehabt: von einem großen Siege, den die Vernunft bei dieser Gelegenheit über die Schwärmerei erfochten haben sollte, sie waren aber nicht von sicherer Hand. Es ist in der Tat ein sonderlich Ding um das Siegesgeschrei der Parteien, und die Menschen verraten sich selbst. Wenn sie, wie sie alle sagen, wirklich für die Wahrheit fochten, so müßten sie gleich laut schreien, der Sieg möchte fallen an welche Seite er wollte, und eigentlich sollten allemal beide Parteien das Te Deum gemeinschaftlich singen.«

Ein schöner, vielleicht doch mehr christlicher als klassischer Zug, der diese drei Männer auch für uns heute - in unserer Auseinandersetzung mit der »zweiten Aufklärung«, die im Gange ist und mancherlei Ähnlichkeit mit der damaligen ersten besitzt - vorbildlich erscheinen läßt: diese ihre Bemühung, den Gegenstand des Streites, zuletzt also: die Wahrheit, nicht bloß als den jeweiligen Gegensätzen, sondern auch als den jeweiligen eigenen Siegen übergeordnet anzusehen! Te Deum laudamus - die christliche Wurzel der Toleranz! Auch Hamann kannte sie gut - »die Toleranz ist freilich die erhabenste christliche Tugend« - und machte von ihr Gebrauch, ohne doch im geringsten von der Linie des apostolischen, näher: lutherischen Christentums abzuweichen. In seinen Schriften gibt es die leidenschaftlichsten Weckrufe zur Wiederaneignung des originalen Glaubens, so wenn er in »Golgatha und Scheblimini«, auch er in Auseinandersetzung mit Moses Mendelssohn schreibt: »Daher heißt die geoffenbarte Religion des Christentums mit Grund und Recht Glaube, Vertrauen, Zuversicht, getroste und kindliche Versicherung auf göttliche Zusagen und Verheißungen und den herrlichen Fortgang ihres sich selbst entwickelnden Lebens in Darstellungen von einer Klarheit zur anderen bis zur völligen Aufdeckung und Apokalypse des am Anfang verborgenen und geglaubten Geheimnisses in die Fülle des Schauens von Angesicht zu Angesicht: gleichwie der Vater Abraham dem Ewigen glaubte, froh war, daß er Seinen Tag sehen sollte, ihn sahe und sich freute, denn er zweifelte nicht an der Verheißung Gottes durch Unglauben, sondern ward stark im Glauben und gab Gott die Ehre.«

Auf der Schule wurde uns bei der Behandlung von Lessings Nathan die Ring-Parabel als Musterbeispiel vernunftbestimmter Toleranz eingeprägt und leider darüber vernachlässigt, was im Gespräch Nathans mit dem Klosterbruder vom Dichter der Christenheit ins Stammbuch geschrieben wird. Heute, nach unsern KZ-Erfahrungen, steht es umgekehrt, hat die Ringparabel für uns nur noch die Bedeutung einer partiellen Wahrheit, während uns die von Nathan jenem einfältigen Christen anvertraute Leidensgeschichte ans Herz greift - bis zu dem aus Passionstiefen aufbrechenden »Te Deum«:

Doch nun kam die Vernunft allmählich wieder,
 Sie sprach mit sanfter Stimm: Und doch ist Gott.
 Doch war auch Gottes Ratschluß das! Wohlan!
 Komm, übe was du längst begriffen hast,
 Was sicherlich zu üben schwerer nicht
 Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.
 Steh auf! Ich stand und rief zu Gott: Ich will!
 Willst du nur, daß ich will!

Man muß das, etwa aus dem Munde Ernst Deutschs, von der Bühne gehört haben, zehn oder zwanzig Jahre nach Auschwitz, um ein für allemal darüber belehrt worden zu sein, daß Erkenntnis und Geschichte zusammengehören. Daß also wir heute unter keinen Umständen mehr ohne Berücksichtigung der von uns gemachten Geschichtserfahrungen und des in ihnen enthaltenen Aufschlusses über den Menschen »spekulieren« können. Eben darum können wir auch nicht mehr aus dem, was damals, im 18. Jahrhundert, geistiges Leben hieß, bloß die Ergebnisse ablesen, müssen vielmehr nach den Bedingungen fragen, unter welchen die Menschen zu ihnen gelangten: müssen, heißt das, auf den Herzschlag der Erfahrung und Beteiligung in ihren Schriften hören und bereit sein, auch in Äußerungen der Kritik und des Widerspruches, wenn diese nur dem Leiden an der Welt entspringen, jenes »de profundis« zu vernehmen, das zuletzt im »Te Deum« mündet. Der eben zitierte Nathantext gewinnt, so gesehen, eine unerhörte Leuchtkraft - sowohl innerhalb der gesamten dramatischen Literatur seiner Zeit als auch dank der in ihm enthaltenen Vorwegnahme von Leidenserfahrungen, die total auszukosten erst unserer Zeit beschieden sein sollte.

Auch Matthias Claudius, von welchem viele Leute und Leser eine allzu einfache Vorstellung haben, als wäre er im Grunde nichts weiter als ein freundlicher Idylliker und biederer Hausvater gewesen, dem ab und zu ein schönes Gedicht gelang, drang mit der ihm aufgetragenen »Botschaft« über die theologischen und konfessionellen Aspekte hinaus in geschichtliche Tiefe: niemand hat so wie er in seinem »Kriegslied« jeder Art von Kriegen das Urteil

gesprochen, und es war kein Geringerer als Karl Kraus, der die Einzigartigkeit dieses Liedes gerühmt hat. Tatsächlich tritt es nach dem Grade der »Betroffenheit« unmittelbar neben Lessings Pogromerzählung im Nathan. Ähnlich geartet ist seine »Predigt eines Laienbruders zu Neujahr 1814«, die er unterm frischen Eindruck der Befreiung vom napoleonischen Terror als Einzeldruck ins Land hinausschickte. Wohl verweigert er darin den verbündeten Heeren nicht die Anerkennung, daß ihre »vereinte Kraft und Weisheit dem Unfug ein Ende machte«, fügt aber gleich hinzu: »Doch das kostet und hat gekostet. Deutschlands Berge und Täler triefen von Blut, seine Ebenen sind mit Leichen bedeckt, seine Städte und Dörfer liegen öde und verwüstet, und die Einwohner sind entflohen und irren verlassen und traurig umher. Es bleibt dem Edelmut und der Rechtlichkeit der Fürsten und Väter der Völker aufbehalten, das Andenken der für das Vaterland und Freiheit gefallenen Helden zu ehren, ihre Witwen und Waisen zu versorgen, die Flüchtigen zu sammeln, die öden und verwüsteten Städte und Dörfer herzustellen und das getane und geschehne Böse so viel möglich wieder gut zu machen.« Von dieser Aufgabe handelt, unter nachdrücklichem Hinweis auf die mit dem Evangelium offenbar gewordenen ewigen Güter, die ganze Predigt, um mit folgenden Sätzen, die zu beherzigen unser letzter Krieg reichlich Gelegenheit geboten hätte, zu schließen: »Und Ihr, Ihr Traurige und Betrübte, die Ihr, nahe und ferne, trostlos steht, und über Euren Verlust, über Eure Söhne, Eure Freunde und Geliebte weint, verzaget nicht! Und wenn der Trost, daß sie für Freiheit und Vaterland gelitten haben und gestorben sind, Euch nicht trösten kann - hier ist die Aussicht, die über Tod und Grab und über alles, was irdisch ist, erheben und Eure Tränen trocknen kann.«

Mit je einer Luther-Strophe begann und endete er den ergreifenden Sermon, der leider - wie auch das »Kriegslied« - keinen Eingang in die deutschen Schullesebücher gefunden hat, auch heute nicht, mit dem der Dichter aber vor der damaligen wie heutigen Öffentlichkeit bewiesen hat, daß er wirklich nicht bloß ein freundlicher Idylliker und biederer Hausvater war, sondern ein viel tiefer als andere - Dichter, Gelehrte, Theologen - ins Getriebe der Geschichte blickender »Bote«:

's ist Krieg! 's ist Krieg! O Engel Gottes wehre
und rede Du darein!

's ist leider Krieg - und ich begehre
nicht schuld daran zu sein!

Das großartige Gedicht steht im vierten Teil des »Asmus«, 1782, war aber zuvor schon 1779 in Vossens Musenalmanach erschienen. Veranlaßt war es durch den Ausbruch des bayrischen Erbfolgekrieges, der am 13. März mit dem Frieden von Teschen sein Ende fand. Auch diesem widmete Claudius ein Gedicht, »Ein Lied nach dem Frieden«, darin die Strophe vorkommt:

Ah, »Heldenruhm und Ehr« ist Wahn!
Schrei' sich der Schmeichler heiser,
Die Güte ziemt dem großen Mann,
Nicht eitle Lorbeerreiser.

In dieser Gesinnung begrüßte er auch die aus dem Kriege »heimgekehrten Vaterlandskämpfer« mit einem an Schillers Lagerlied anknüpfenden, etwas mühsamen Gedicht, ein Jahr vor seinem Tode, dessen sechste Strophe mit dem schlichten Wahrwort beginnt:

Krieg ist nur gut im Fall der Not,
Nur gut des Friedens wegen.

Heute nannte man so etwas »Engagement«. Bei Claudius war es die schlichte, selbstverständliche Folge seiner christlichen Auffassung von der Welt, der Geschichte, dem Menschen, die bei ihm keine Gedankensache war, sondern »Existenz«: tatsächlich scheint er - ich lasse mich gerne eines Besseren belehren! - der Erfinder des heute so viel gebrauchten und abgebrauchten Wortes gewesen zu sein, und wenn das nicht, so hat er es doch mit Bewußtsein in sein so unsystematisches »System« aufgenommen, und zwar an einer Stelle, wo man es nicht erwarten würde. Aber so war er: es machte ihm gar nichts aus, das Wichtigste beiläufig zu sagen, es an bescheidenstem Orte unterzubringen - in diesem Falle im berühmten Brief »An meinen Sohn Johannes, 1799«, folgendermaßen: »Was im Hirn ist, das ist im Hirn, und Existenz ist die erste aller Eigenschaften.«

So knapp der Ausspruch ist, - Werner Kraft in seiner schönen Studie über Claudius (Neue Rundschau 1959) hielt ihn für völlig ausreichend, um daraus zu folgern, daß Claudius das eigentliche Bindeglied darstelle zwischen - Hamann und Kierkegaard!

So wäre es denn auch ungehörig, die über das ganze Werk des Boten verstreuten, mit viel Feinsinn und Hintersinn geordneten Beiträge zur Auseinandersetzung zwischen Vernunft und Offenbarungsglaube unter der Spitzmarke »Theologie« oder »Apologetik« unterzubringen. Claudius ist so nicht zu fassen. Nicht umsonst ersuchte er in der Vorrede zum vierten Teil »die Herren Nachdrucker, daß sie mir mein Büchel nicht nachdrucken, weder halb noch ganz. Es ist das einzige, das ich verlege, und es muß so zusammenbleiben.« Von Anfang an hatte er die Methode des »Quodlibet« geübt - einer »Scherz und Ernst« bedachtsam mischenden Folge der allerverschiedensten Formen und Inhalte. Man hat ihm das verübelt, und er bezieht sich darauf ausdrücklich noch einmal eingangs des siebten Teiles mit dem Bemerkung, daß die darin vorkommenden »christlichen Äußerungen, die man als Poesie, als in ihrer Gesellschaft deplaziert, als überflüssig hat ansehen wollen, Poesie nun gerade nicht sind, sondern mein rechter wahrer heiliger Ernst,

und deplaziert können sie wohl auch nicht sein, denn sie stehen, denke ich, allenthalben am rechten Ort, und ist da, wo sie stehen, immer oben an.«

Woraus hervorgeht, daß die Methode ein Risiko einschloß, nämlich das, mißverstanden zu werden. Wir aber würden ihn heute mißverstehen, wenn wir - gegen seine ausdrückliche Verwahrung - das Christliche in seinem Werk als »prinzipielle Stellungnahme« zu den damals fälligen Streitfragen »systematisieren« wollten. Er operierte in eigenem Auftrag, er war - ich komme darauf noch zurück - eine Art von christlichem »Partisan« auf dem von der Aufklärung heraufgeführten Kriegsschauplatz. Und als solcher auf »Tarnung« ebenso eingestellt wie auf »Überfall«. In jedem Falle - auf ein Handeln und Reden aus der »Existenz«. Die Folge davon war, daß er zur eigentümlichen Form auch die eigentümliche Sprache fand. Anders hätte er sich, bei der ziemlich »kuriosen« Beschaffenheit seiner acht Asmus-Teile, nicht so stark im Gedächtnis der Nachwelt erhalten können. »Bei mir«, so schrieb er einmal in einer ärgerlichen Aufwallung an Herder, »ist die Schriftstellerei Realität, sonst hol's der Teufel.«

»Realität« und »Existenz« waren für ihn Wechselbegriffe. Beide aber der Ugrund seiner Produktion. Hinzu kam dann - als nicht weniger wesentlich - die biologische und soziale Einbettung seiner, wirtschaftlich gesehen, wenig ergiebigen Autorschaft - ganz wie bei Hamann! - in Ehe und Familie, worüber seine Briefe ebenso wie seine Gedichte und Prosastücke teils amüsanten, teils ergreifenden Aufschluß geben. Was ihm am allerfernsten lag, war das Akademische. Dem hatte er schon mit 31 Jahren, in seiner Dorfzeitung, wohlgenut den Abschied gegeben in der »Chria, darin ich von meinem akademischen Leben und Wandel Nachricht gebe«. Man kann es nicht entschiedener ausdrücken -: »Bin auch auf Unverstädten gewesen, und hab auch studiert. Ne, studiert hab ich nicht, aber auf Unverstädten bin ich gewesen, und weiß von allem Bescheid.« In unserm Wissenschaftssäkulum ganz unerhörte Klänge! Aber es kann gut sein, daß der »unakademische« Weg, wie Claudius ihn hinsichtlich des »apostolischen Christentums« beschritt, auch heute wieder Chancen hat . . .

Dies, andeutungsweise, als Einführung in die Folge seiner »Vorreden« - vom ersten bis zum achten Teil -, in welchen er anscheinend doch »prinzipiell«, von Mal zu Mal mehr, den Leser über seinen »Standort« zu orientieren versuchte. Zur Einführung - damit man diesen unkonventionellen Christen nicht nachträglich im Sinne irgendeiner christlichen Konvention, etwa der kirchlichen, mißverstehe!

Diesem »Außenseiter« der Literatur und des Christentums war es gegeben, im Streit zwischen Vernunft und Glaube die Position des »apostolischen Christentums« - war nicht auch das seine Erfindung? und was drückt es denn eigentlich aus, wenn nicht auch den Gegensatz zum historischen Christentum,

den er offenbar, fünfzig Jahre vor Kierkegaard, als peinlich empfand und auch im Sinne einer »Gleichzeitigkeit mit Jesus« zu überwinden versuchte: alle seine exegetischen Stücke deuten darauf hin - ihm, sage ich, war es gegeben, diese Position nicht so sehr kritisch, wie Lessing, und nicht so sehr philosophisch-prophetisch, wie Hamann, sondern als »Bote« wahrzunehmen, d. h. nun auch mit dem Gesicht zur Gemeinde wie zum Volke hin - weg von Akademie und Gelehrsamkeit -, zur unmittelbaren Umgebung in Hamburg und Wandsbeck wie zu einer Öffentlichkeit, die weder Lessings »elektrische Funken« noch Hamanns Orakelsprüche zu erreichen vermochten. Die Vorträge machen es deutlich, wie er von 1774 bis 1812 in diese selbstgewählte Aufgabe hineinwuchs, sich ihr mit immer strengerer Bezugnahme auf den religiösen Ursinn des »Boten«-Namens unterzog, ohne dabei doktrinär zu werden oder auf apologetische Moden hereinzufallen.

Hatte er noch in der ersten Ausgabe, naiv scherzend, geschrieben: »Ich will meine Werke auch sammeln und rausgeben . . . 's ist doch so artig mit dem Subskribieren und Rausgeben«, also das Unternehmen gewissermaßen als seine persönliche Liebhaberei bezeichnet, so heißt es acht Jahre später, in der Subskriptionsanzeige zum vierten Teil, schon bestimmter: »Also freilich kein Ambrosia, aber auch keine raffinierte blähige Konditorware, die, wie mein Vetter sagt, in der Welt für Ambrosia verkauft wird, sondern ehrlich hausbacken Brot mit etwas Koriander, das dem armen Tagelöhner besser gedeiht und besser gegen Wind und Wetter vorhält«.

Mit dem fünften Teil, 1789 - Beginn der Französischen Revolution! - geht er dann zu entschiedener Parteinahme über: »Freilich, wenn man den öffentlichen Gerüchten trauen darf, sind die Nacht und der Nebel, darin unser einer sich sonst mit durch geschlichen hat, seitdem hinweg und vertrieben, und es ist helllicher Tag, so daß die Eule leicht unter die Krähe fallen könnte, und 'n Laie sich eigentlich hüten sollte, das fünfte Rad am Wagen zu machen. Aber, bei der Schriftstellerei hüte sich einer für das Erstmal. Wer einmal geschrieben hat, kann hernach schwerlich schweigen, das Küchlein im Ei rührt sich immer, pickt und will heraus. Und was die Lichthelle anlangt, da hört man ja von der lauter Rühmlisches, so daß man sich unmöglich vor ihr fürchten kann. Ich zwar glaube, daß hell und gut zweierlei sind, daß die Wurzel vor der Frucht sein müsse, und daß es besser sei, im Dunkeln Gutes tun, als bei Tage Böses. Wenn sie das aber anders wissen, und eins, wie sie sagen, aus dem andern folgt, desto besser, und was denn für Sorge?«

Dieser Teil enthält u. a. die erwähnte Mendelssohn-Kritik, ist aber an dichterischen Beiträgen von allen acht der ärmste. Hingegen bringt der nächste, der sechste, lyrische Kostbarkeiten, wie »Frau Rebekka mit den Kindern an einem Maimorgen«, das Silberhochzeitgedicht, »Christiane«, »Der Tod«, »Die Liebe«. Es ist also keineswegs an dem, daß mit zunehmender Partei-

nahme für das apostolische Christentum der Quell des Gedichtes zum Erliegen gekommen sei. In der Vorrede heißt es diesmal nur kurz, die »Nachricht sei gemacht, unsre brausenden und übertreibenden Schriftsteller am Ärmel zu zupfen und rechtliche und loyale Gesinnungen zu befördern . . .« Vergeblich würden wir versuchen, uns in die Lage eines Autors zu versetzen, der in jenem europäischen Sturmjahr bemüht ist, nicht nur einen klaren Kopf zu behalten, sondern auch bereit, sich mit eindeutigem Bekenntnis zum christlichen Credo um jeden Kredit bei den brausenden Schriftstellern und ihrem Anhang zu bringen, die (oder den) es keineswegs nur im philosophischen, sondern auch im theologischen Raume gab.

Im siebten Teil endlich, 1802 - Hamann und Lessing waren längst vom Schauplatz abgetreten, Herder eben gestorben, die Weimarer Klassik zur Reife gediehen, die Romantik zum Kampfe angetreten, schon hatte Geschichte den Geisteskampf des 18. Jahrhunderts mit bisher unerhörten Perspektiven abgelöst - hißt Matthias Claudius vor aller Welt die Fahne des »apostolischen Christentums«. Er sah es für seinen Abschied an, den er dann doch erst, in Form einer Nachlese, mit dem achten Teil, 1812, machen sollte. Er war nun über sechzig, und es konnte sich nur noch um eine Besieglung der von ihm so tapfer durchgehaltenen Position handeln. Die Streitlage hatte sich stark verändert, neue Wissenschaften, die Geschichts- und die Naturwissenschaft, drängten heran. Claudius resignierte nicht, aber er fühlte, daß er sein Wort gesagt hatte. Es noch einmal so deutlich wie möglich, gleichsam testamentarisch zu formulieren, war ihm Bedürfnis. Die Leser kennen gewiß den schönen, zu den klassischen Dokumenten protestantischen Glaubens zählenden Text dieser »Pränumerationsanzeige«; es genügt, dessen letzten Abschnitt zu zitieren:

»Ich werde auch im siebenten Teil das nämliche Gewerbe treiben und fortfahren, meine ungeheuchelte und unbegrenzte Achtung für das alte apostolische Christentum zu bezeugen und an den Tag zu legen. Und wahrlich, ich müßte nicht glauben, was ich glaube, und nicht wissen, was ich weiß, wenn ich das nicht tun sollte, sonderlich zu einer Zeit, wo der apostolische Christus an mehr als einem Ort den Menschen aus den Augen gerückt und ein andrer unterschoben wird, aus dem man nicht klug werden kann, und der freilich keine Wunder tut und nichts ist, denn sie können ihn ja nicht mehr machen als sie sind, wenn sie ihn nach ihrer Vernunft modeln und nicht lassen wollen, was er ist und wie er uns von Gott gegeben worden.«

Mit wenigen Sätzen leitet er dann die »Zugabe« des achten Teiles ein, Dezember 1811: »Was den Inhalt anlangt, da wissen die Leser, wie wenig und was sie zu erwarten haben. Ich habe nicht umgesattelt und suche, wie bisher, einfältig und bescheiden an die wahre Größe und den inwendigen Wohlstand des Menschen zu erinnern, daß sie ihrer gedenken und zur rech-

ten Zeit Hand anlegen. Denn wer sie auch sind, gelehrt oder ungelehrt, wenn der Rausch vorüber ist, möchten wir doch alle gern Hand angelegt haben.«

III

Die zeitliche Entfernung zwischen dem Jahrhundert Lessings, Hamanns und Claudius' vom Jahrhundert Luthers entspricht genau der zwischen unserer Jahrhundertmitte und den Anfängen Goethes: je zweihundert Jahre, und wenn wir uns heute - allen geschichtlichen Veränderungen zum Trotz - immer noch und immer wieder in Goethe verstehen und wiedererkennen, so stand erst recht, bei nicht ganz so tiefgreifenden Veränderungen wie den heutigen, die mit jenen drei Schriftstellernamen gekennzeichnete Generation immer noch und immer wieder unter der Wirkung Martin Luthers: man hat oft das Gefühl, daß diese Rückverbindung nicht nur eine solche des »geistigen Erbes« war, sondern, unmittelbarer, sich an die Person des Reformators knüpfte. Schrieb doch Goethe anlässlich des Reformationsjubiläums 1817 an Rochlitz kurz und bündig: »Lassen Sie uns bedenken, daß wir dies Jahr das Reformationsfest feiern und daß wir unsern Luther nicht höher ehren können, als wenn wir dasjenige, was wir für recht, der Nation und dem Zeitalter ersprißlich halten, mit Ernst und Kraft, und wäre es auch mit einiger Gefahr verknüpft, öffentlich aussprechen« - unsern Luther! -, und an Knebel: »Unter uns gesagt, ist an der ganzen Sache der Reformation nichts interessant als Luthers Charakter, und es ist auch das einzige, was auch der Menge wirklich imponiert. Alles übrige ist ein verworrener Quark, wie er uns noch täglich zur Last fällt.« Um wieviel mehr mußte »Luther selber« zur Geltung und zu Worte kommen bei einem Schriftsteller, der, wie Hamann, »sich wie ein Schwamm an Luthers Werken vollgesogen hatte«! Der, wie Hamann, rundheraus bekannte, sein Denken sei eine Art von »Lutherisieren«! Hier - und hier weit mehr als bei den orthodoxen Statthaltern des apostolischen Christentums, wurde Luther wirklich »Ereignis«! Auch bei Claudius? Denn darum geht es uns ja nun auch bei dieser kleinen Jubiläums-Erinnerung! Wollten wir uns auf die Suche nach Lutherzitaten bei Claudius begeben, so sähen wir uns bald enttäuscht. Sie kommen ganz vereinzelt vor, viel seltener als bei Hamann. So gibt er in der als Einzeldruck 1796 erschienenen Streitschrift »Von und mit«, indem er auf Luthers Verständnis der Vernunft zu sprechen kommt, leider gleich einem Lutherbiographen, Planck, das Wort zu längeren Ausführungen. Immerhin, das Fazit, das er aus dem Zitat des Gewährsmannes zieht, lautet mit seinen eigenen Worten: »Bei Luthern ging die Vernunft von sich selbst aus, um etwas Höheres zu heben, itzo wirft sie das Höhere weg, um zu sich selbst zu kommen. Damals war die Religion über die Vernunft, itzo ist die Vernunft über die Religion und kann gar selbst Religion schaffen.« In der Schrift »Vom heiligen Abendmahl«, mit welcher,

ernst und feierlich, der achte Teil des »Asmus« beginnt, erscheint Luther ziemlich ausführlich unter der »Wolke von Zeugen« gegen das unzulängliche Verständnis des Sakramentes als bloßer Gedenkhandlung: »Endlich die erste Kirche und der Doktor Luther, nach dem sich die Lutheraner nennen, hielten es für etwas anderes.« Nämlich, wie auch die Augsbургische Konfession, für »ein unbegreiflich geheimnisvolles Mahl«. Luther »wußte dies Geheimnis auch nicht, aber er wählte, was in solchem Fall das Sicherste und Beste ist. Er hielt sich ohne weiteres an die Worte der Einsetzung: Gottes Wort ist da, das saget es: da bleiben wir bei und glauben.« Daß es zu einem Abendmahlsstreit kommen mußte, war nicht nach dem Herzen des Wandsbecker Boten - in diesem Zusammenhang äußert er sich denn auch genauer über seine eigene Sicht der Dinge und seine »Lutherauffassung«: »Und wäre Luthern bei seiner Kraft und Fülle das gegeben gewesen, was niemand oder wenigen gegeben ist, wäre er nur sanft und sinnig gewesen, als Melancthon war und an der andern Seite der alte ehrwürdige Staupitz etc., als Zwingli im Anfang war, so hätte vielleicht manches anders werden und, auch in diesem Streit, die Einheit erhalten werden können. Denn die Lehrer der streitenden Meinungen kamen in ihren Unterredungen und Gesprächen zur Zeit der Reformation einander manchmal so nahe, daß sie selbst bis auf Worte einig zu sein glaubten und auch, wenn die einen nur die Natur von Brot und Wein hätten wohl bestehen lassen, und die andern den wirklichen Genuß des Leibes und Blutes Christi bei den Nicht-Glaubenden, daran Luther alles gelegen war, nachgegeben hätten, im Grunde wirklich einig gewesen wären.

Ja, freilich, wenn sich Licht eingemischt und gewaltet hätte, so wäre zum Besten der Welt und zur Freude der Gutgesinnten, Jedem und jedweden Dinge Recht geschehen, Gottes Werk und der Menschen Werk, die echten Gebräuche und Traditionen von den nachgemachten, und überhaupt der alte reine Weizen von der Spreu, in Friede, rein und lauter geschieden und der unglücklichen Trennung gewehrt worden, die damals an allen Seiten Freunde und anerkannt rechtschaffene, fromme und gelehrte Leute trennte und noch trennt.

Aber Luther war kein Heiliger, und er hatte es nicht mit Heiligen zu tun. Und in dem Zustande, dahin damals die Sachen gekommen waren, ist wohl etwas von dem Sauerteig zu vergeben und vielleicht nötig gewesen, um eine Seele zum Reformieren in Gärung zu setzen und unerschrocken und bei Mut zu erhalten, damit doch etwas geschehe.«

Die wörtliche oder ungefähre Bezugnahme auf Luther tut es nicht - wir müssen uns an den ganzen Menschen und sein ganzes Werk halten, das, so einfach und bescheiden es zu sein scheint, so gering an Umfang gegenüber den gewaltigen Produktionen der Klassiker, auf alle Fälle von bezwingender

Originalität ist. Worin liegt diese begründet? Natürlich in der Person seines Autors, dies zuerst, aber dann auch in der von ihm - bewußt und unbewußt - gewählten Methode, die er in der Vorrede zum siebten Teil - übrigens in Übereinstimmung mit der allerersten Ankündigung des »Wandsbecker Boten«, die begann: »Ich bin ein Bote und nichts mehr / Was man mir gibt, das bring ich her« und die höchst bezeichnende und sehr lessingsche Zeile enthält: »Die nackte Wahrheit lieb ich sehr«, - folgendermaßen beschreibt: »Es steht nur wenigen an, dies große Thema zu dozieren, aber auf seine Art und in allen Treuen aufmerksam darauf zu machen, durch Ernst und Scherz, durch gut und schlecht, schwach und stark und auf allerlei Weise an das Bessere und Unsichtbare zu erinnern, mit gutem Exempel vorzugehen und taliter qualiter durch's factum zu zeigen, daß man - nicht ganz und gar ein Ignorant, nicht ohne allen Menschenverstand - und ein rechtgläubiger Christ sein könne . . . das steht einem ehrlichen und bescheidenen Mann wohl an. Und das ist am Ende das Gewerbe, das ich als Bote den Menschen zu bestellen habe und damit ich bisher treuherzig herumgehe und allenthalben an Tür und Fenstern anklopfe.«

Ein kirchliches Amt war es nicht, das er versah, er hat im Grunde mit der eben gegebenen Definition den seit alters bekannten geistlichen Ämtern ein neues hinzugefügt, das leider mit seiner Person zunächst wieder verschwunden ist: das eines Boten, der - ohne jede kirchliche »Weihe« - im weltlichen Raum, durch Beispiel und factum, durch Scherz und Ernst usw. das große Thema des Glaubens »doziert«, d. h. aber: darauf aufmerksam macht, daran erinnert. Eben hiermit war er, ihm selber unbewußt, in später Stunde zur Verwirklichung dessen gelangt, was Luther in seiner Schrift »Von Ordnung des Gottesdienstes« als »Fernziel« kirchlicher Neuordnung beschrieben hatte - und was heute unterm Druck neuer Veränderungen in Kirche und Welt, mühsam und unter mancherlei Vorformen, Wirklichkeit werden will.

Indem er unbeirrbar am apostolischen Christentum in seiner lutherischen Gestalt festhielt, ohne sich doch Anregungen von seiten der Mystik und des Katholizismus zu verschließen, indem er auch den äußeren Formen, in welchen jenes nun einmal geschichtliche Gestalt gewonnen hatte, nichts abbrechen dachte, überschritt er doch, sich selber zum Boten »ernennend«, die überkommenen bürgerlich-kirchlichen Grenzen und brachte mit andern Mitteln zuwege, was in seinem Jahrhundert - einem an »Experimenten« erstaunlich reichen Jahrhundert!, man denke nur an Pestalozzi! -, Christen wie Tersteegen oder Zinzendorf ebenfalls ohne amtliche Legitimation, in freier persönlicher Initiative erstrebten und verwirklichten. In Mülheim ein Bandwirker, in Königsberg ein Zollbeamter, in Herrnhut ein Edelmann, in Stans ein Kindernarr, in Wandsbeck ein freier Schriftsteller (homme de lettres) - alles Versuche, weiterzukommen auf dem Wege christlicher Verwirklichung,

den Luther - mochte er selber steckengeblieben sein - in die Zukunft gewiesen hatte. Blicken wir uns in unserer Gegenwart um, so finden sich da ähnliche Ansätze und Initiativen genug. Auch Lambarene gehört dazu. Auch Bergen, wo Rudolf Alexander Schröder seiner »Hauskirche« in schweren Jahren das Evangelium auslegte. Eines Tages werden sich diese so verschiedenen Versuche zu größerer Gemeinsamkeit vereinigen.

Matthias Claudius in diesem Zusammenhang zu sehen, mag ungewöhnlich dünken, doch ihn bloß literarisch oder bloß theologisch zu verstehen, geht nicht länger an. Vielmehr wird man sich sogar daran erinnern müssen, daß die Erweckungsbewegung, der er in mancher Hinsicht zuzurechnen ist, auch eine Missionsbewegung war und zur Aussendung von Boten in alle Welt führte. Der Wandsbecker Dichter nahm diesen Dienst im beschränkteren Raume des Vaterlandes wahr. Als er ihn quittierte, 1802, im siebten Teil, tat er's mit einem »Valet an meine Leser«, das uns noch heute ergreift in seiner Bescheidenheit, Redlichkeit, Festigkeit - und, auch das ein sehr lutherischer Zug, mit seinem getrosten Blick auf den demnächst eintretenden Gast, welchem er gleich bei der ersten Ausgabe seiner Werke gehuldigt hatte: Freund Hain, der Tod. Es sind herrliche Worte - ob man sie nach ihrer dichterischen Gestalt oder nach ihrem christlichen Gehalt würdigt:

»Und somit will ich Feierabend machen und von meinen Lesern Abschied nehmen und zu guter Letzt noch einmal Hand geben.

Ich entschuldige mich über meine Werke bei ihnen nicht. Ich bin kein Gelehrter und habe mich nie für etwas ausgegeben. Und ich habe als einfältiger Bote nichts Großes bringen wollen, sondern nur etwas Kleines, das den Gelehrten zu wenig und zu geringe ist. Das aber habe ich nach meinem besten Gewissen gebracht, und ich sage in allen Treuen, daß ich nichts Besseres bringen konnte.

Das Meiste ist Einfassung und Spielwerk, das als ein Blumenkranz um meinen »Becher kalten Wassers« gewunden ist, daß er desto freundlicher ins Auge falle.

In diesem siebenten und letzten Teil habe ich des Ernstes etwas mehr getan und die Fahne etwas höher aufgezogen, daß man *am Ende* sehe, von welcher Seite die Luft geht. Sollte ich nun damit unter den Herren Gelehrten und Wortführern wieder böse Leute gemacht haben, so wäre mir das leid. Aber ich konnte mich doch nicht ihretwegen genieren. Ich *mußte* tun, was recht ist, und was ich gleich in der Dedikation vor dem ersten Teil dem bewußten Freund versprochen habe. Er soll nun bald kommen, und ich darf es mit ihm nicht verderben. Am Ende wird ja, was wahr und nützlich ist, auch wohl wahr und nützlich bleiben, wenn es von den Gelehrten auch nicht gelobt wird.«

Und was war es, das er dem bewußten Freund versprochen hatte? Kehren

wir zum Anfang zurück, zur »Dedikation« des ersten Teiles, 1774, da lesen wir: »Ich hab da'n Büchel geschrieben, und bring's Ihnen her. Sind Gedichte und Prosa. Weiß nicht, ob Sie'n Liebhaber von Gedichten sind, sollt es aber kaum denken, da Sie überhaupt keinen Spaß verstehen, und die Zeiten vorbei sein sollen, wo Gedichte mehr waren. Einiges im Büchel soll Ihnen, hoff' ich, nicht ganz mißfallen, das meiste ist Einfassung und kleines Spielwerk: machen Sie damit, was Sie wollen.

Die Hand, lieber Hain! und wenn Ihr 'nmal kommt, fällt mir und meinen Freunden nicht hart.«

Was wäre der evangelischen Kirche heute - in ihrer Auseinandersetzung mit der »zweiten Aufklärung« - Besseres zu wünschen, wenn nicht auch »Botendienst« in allen Bereichen, wie ihn Matthias Claudius in seiner Zeit, der ersten Aufklärung, und seinem Bereich, dem literarischen, vorbildlich praktiziert hat!

KRANKENHEILUNG IN DER AMTSFÜHRUNG LUTHERS

Im zweiten Heft 1964 unserer Zeitschrift haben wir Gedanken von Herrn Pfarrer Heinz Doebert zu einem Luther-Brief von 1545 über die Krankenheilung in der Amtsführung Luthers veröffentlicht. In unserem Schlußwort betonten wir: »Wir sind uns bewußt, daß der Verfasser manchen Einwand und manche Gegenfrage hören wird.« Diesen Einwänden hat Herr Professor D. Holtz in Rostock Ausdruck verliehen. Wir veröffentlichen seine Kritik an den Ausführungen von Herrn Pfarrer Doebert und lassen dann dessen Antwort an Herrn Professor D. Holtz folgen. Eine weitere Erörterung dieses Problems führt aus dem Bereich der Lutherforschung und damit aus den unserer Zeitschrift gestellten Aufgaben heraus. Deshalb möchten wir mit herzlichem Dank an beide Autoren diese Aussprache hiermit beenden.

Professor D. Gottfried Holtz:

Heinz Doebert hat in dieser Zeitschrift, 1964 S. 89 ff, den Brief Luthers an Pfarrer Schulze in Belgern vom Jahre 1545 in deutscher Übertragung wiedergegeben und kommentiert. Die Frage der Krankenheilung wird für den Theologen dringlich, weil die Grenzen des ärztlichen und seelsorgerlichen Bereiches zu zerfließen drohen und der Exorzismus in der protestantischen Seelsorge an Boden gewinnt. Die Lage ist nicht ohne Gefahren, wie auch der Beitrag von Doebert zeigt, dem ich in wichtigen Punkten nicht zustimmen kann und die legitime Berufung auf Luther bestreite.

Doebert übergeht zunächst den deutlichen Sachverhalt, daß Luther im Regelfall den *Arzt* zuständig für Krankheitsfälle hält, nicht den Geistlichen. Sein Rat gilt da, »wo die Ärzte nicht Hilfe wissen«. Doebert übergeht die Sendung des Arztes, die Luther anerkennt und als selbstverständlich voraussetzt. Wer Doe-